

Manifestes Interesse, erste Strukturen, fachlicher Auf- und Ausbau

Autor(en): **Burckhardt-Seebass, Christine**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizerisches Archiv für Volkskunde = Archives suisses des traditions populaires**

Band (Jahr): **107 (2011)**

Heft 1

PDF erstellt am: **29.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-154339>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Manifestes Interesse, erste Strukturen, fachlicher Auf- und Ausbau

Christine Burckhardt-Seebass

Vorspann: Stichworte zur institutionellen und personellen Entwicklung

Die Volkskunde etablierte sich zwar relativ früh an der Universität, der institutionelle Ausbau verlief aber sehr zögerlich¹. In Stichworten: Im Rahmen einer germanistischen Professur ging im Jahr 1900 ein erster Lehrauftrag an Eduard Hoffmann-Krayer. Mit volkstkundlicher Thematik, aber in Deutscher Philologie doktorierten Adèle Stoecklin (1909), Paul Geiger (1911), Hanns Bächtold-Stäubli (1913). Im Rahmen der Klassischen Philologie erhielt Karl Meuli 1926 einen spezifizierten Lehrauftrag für Volkskunde der Antike, und 1930 ging ein solcher für Historische Hilfswissenschaften und Volkskunde des Mittelalters an den Historiker Hans-Georg Wackernagel. Als erster Volkstkundler im strengen Sinn habilitierte sich Paul Geiger 1939, als zweiter Hans Trümpy 1956. 1957 wurde das Fach als Prüfungsfach der Philosophisch-Historischen Fakultät anerkannt², 1961 das Seminar errichtet, 1965 Trümpy zum Ordinarius ernannt. Nach seiner Emeritierung 1987 konnte die Volkskunde mit einer vollamtlichen ausserordentlichen Professur weiter vertreten werden, die Christine Burckhardt-Seebass wahrnahm; sie wurde 1997 zur Ordinaria befördert. Bei ihrem Nachfolger Walter Leimgruber (ab 2001) stellte sich diese Frage nicht mehr – nach 100 Jahren hatte es die Volkskunde institutionell endlich in die «erste Liga» geschafft.

Dazu gehört auch die Frage der Seminaerausstattung. Erst 1969 wurde provisorisch, ab 1971 fest eine Hilfsassistentenstelle bewilligt; dazu kam eine 50 %-Verwaltungsstelle. 1988 war es erstmals möglich, eine Assistentenstelle anzubieten (50 %); 1999 kam eine zweite dazu. Die ersten unter der Vorsteherschaft von Hans Trümpy eingerichteten Lehraufträge gingen an höhere Staatsangestellte und wurden durch deren zeitliche Entlastung im Hauptberuf abgegolten. Ganz allmählich gelang die Umwandlung in zwei bezahlte Lektorate, was den Kreis der möglichen Kandidaten und Kandidatinnen, und das heisst: das Spektrum der fachlichen Angebote entscheidend ausweitete. Mit der Habilitation von Paul Hugger 1979 ergab sich ein erfreulicher Zuwachs aus den eigenen Reihen.

Der Seminarkredit, den das Seminar in den ersten Jahren erhielt, betrug Fr. 100.– p. a. Er blieb bis ins Jahr 2000 unter Fr. 10000.–. Eine normale Lehr- und Forschungsarbeit war überhaupt nur möglich, weil die 1905 begründete, umfangreiche, durch Vereinsmittel regelmässig ausgebaute und durch eine Fachkraft betreute Bibliothek der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde mitbenutzt werden konnte. Der Kanton kam als Gegenleistung für deren Infrastruktur auf (nicht aber für die Personalkosten). Ausserordentlich prekär waren bis 1998 die

Raumverhältnisse, trotz unermüdlichen Vorstößen. Hinderlich für eine raschere Lösung mag dabei die Idee gewesen sein, die sich bei den für die Planung Zuständigen festgesetzt hatte, dass nämlich das Seminar an die räumliche Nähe zum nachmaligen Museum der Kulturen gebunden sei, was real nicht (mehr) zutrifft (im Unterschied zur Ethnologie). Bei der Gründung 1961 kam an die Augustiner-gasse 19, dem Sitz der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde mit ihrem Institut, ein zweites Schild an die Türe, aber nicht einmal ein zusätzlicher Stuhl, geschweige ein eigener Raum hinein. 1971 erhielt der Vorsteher ein nicht direkt zugängliches Zimmer zwischen den neu über die oberen Stockwerke verfügenden Schulrektoraten, und deren geräumiges Sitzungszimmer durfte zu vorbestimmten Zeiten (unter Vermeidung von Lärm durch hitzige Diskussionen oder veranstaltungsbedingte Musikbeispiele) durch das Seminar mitbenutzt werden. Die ärgerlichen und zermürbenden Zustände besserten sich erst 1998, nachdem die Universität autonom geworden war, mit dem Umzug in neu und angemessen hergerichtete eigene Räume in der Alten Gewerbeschule an der Spalenvorstadt 3, in der auch Institut und Bibliothek der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde Platz fanden. (Die Anregung dazu war schon 1981 vom Rektorat der Universität gemacht worden!)

Die Studierendenzahlen waren 1957, dem Jahr der vollen Anerkennung als Prüfungsfach, niedrig, Hauptfachstudierende liessen sich noch an einer Hand abzählen. Nebenfach-Studierende blieben seit Beginn in der Überzahl, aber generell nahmen die Zahlen bis 2000 auf etwa 80 eingeschriebene Seminarmitglieder zu. Genaue Angaben sind schwierig, da in der Statistik im Jahresbericht der Universität (die der gesamtschweizerischen Erhebung folgt) die Daten von Ethnologie und Volkskunde zusammengefasst werden. Die Kombination dieser beiden Studienfächer war übrigens keinesfalls die Regel, zeitweise eher die Ausnahme. Beliebt war bei den Studierenden die Verbindung mit Kunstgeschichte, mit Geschichte, mit Geographie, dann auch mit Soziologie und Altphilologie sowie mit Deutscher Philologie. Grundlage bildete die alte Ordnung eines (prinzipiellen) Dreifächerstudiums (ein Haupt-, zwei Nebenfächer) mit obligatorischem Latinum. Die Überschaubarkeit des Betriebs wurde von allen Beteiligten immer als Vorzug empfunden. Die Nebenfachstudenten und -studentinnen wurden nicht weniger ernst genommen und als zugehörig betrachtet, und sie trugen ebenso viel zur lebendigen, persönlichen Atmosphäre des Seminars bei, ohne dass diese im falschen Sinn idyllisch gewesen wäre.

Der fachliche Aufbau. Personen, Wege, Ziele

Universitäre Forschung und Lehre ist auf einen institutionellen Rahmen, auf Bücher und Räume angewiesen. Wie aber gestaltet sich diese in ihnen, welches Profil gibt sich das Fach jeweils, welche Ziele werden verfolgt, welche Netze geknüpft, und welche Erwartungen haben Universität und Öffentlichkeit? Diesen

Fragen, in bisherigen Darstellungen nicht eigens gestellt, soll im Folgenden nachgegangen werden. Da das Seminar bis jüngst nur über eine einzige vollamtliche Dozentenstelle verfügt hat, ist es nicht verwunderlich, wenn die Inhalte jeweils relativ stark von der Persönlichkeit, den Auffassungen und Interessen seiner Seminarleiter bestimmt waren; die Geschichte des Fachs an der Universität Basel ist zum Teil Personengeschichte.

Ein Wort vorab zur Fachbezeichnung: Eine Umbenennung stand seit den fünfziger Jahren zur Diskussion (favorisiert wurde damals Europäische Ethnologie); schon Hans Trümper hätte sie gerne vorgenommen. Es kam aber in Basel und anderswo nicht dazu, einerseits aus praktischen Gründen (die Bezeichnung war zwar unzeitgemäss, aber akzeptiert und unbestritten), andererseits um der Differenz zur Völkerkunde/Ethnologie Genüge zu tun; ausser in Deutschland wurde der Name auch nicht als korrumpiert empfunden. Um 1970 gaben sich die ersten deutschen Institute neue Namen, als Zeichen eines Bruchs mit der Vergangenheit. In den letzten 10 Jahren zogen praktisch alle deutschsprachigen Seminare nach, da sich die Ausrichtung der Disziplin und zum Teil auch ihre Aussenwahrnehmung in der Tat geändert haben und die Kooperation mit anderen, nichtdeutschsprachigen Ländern dadurch erleichtert werden dürfte. Die Vielfalt der gewählten Bezeichnungen ist allerdings auch ein Hemmnis.

Mit der Begründung, Dialekt und die ganze Kultur eines Volkes seien Dinge, über die eine Universität Auskunft geben müsse, wandten sich der Germanist John Meier und der Sprachforscher Jacob Wackernagel im Frühling 1900 an die Basler Regierung und stellten den Antrag, eine neue Professur für die Randgebiete der Germanistik (Phonetik, schweizerische Mundarten, Volkskunde) zu schaffen. Diese sei auch für die Lehrerausbildung nützlich, und mit Eduard Hoffmann-Krayer, dem in Zürich tätigen Basler, könne eine ausgewiesene Persönlichkeit dafür berufen werden.³ Ein solcher Vorschlag lag im Trend der Zeit. Im Zug einer nationalen Selbstbesinnung und angesichts starker Modernisierungsschübe wuchs das Interesse an der eigenen Sprache (manifest in den nationalen Wörterbüchern⁴) und ebenso an den materiellen Zeugnissen schweizerischer Kultur (1897 wurde das Schweizerische Landesmuseum eröffnet). Zudem waren schon überall im deutschen Sprachgebiet volkskundliche Vereinigungen und Zeitschriften gegründet worden. Hoffmann-Krayer zog nach, als er, zusammen mit einigen Freunden, 1896 die *Schweizerische Gesellschaft für Volkskunde* und die zugehörige wissenschaftliche Zeitschrift, das *Schweizerische Archiv für Volkskunde*, ins Leben rief. Wackernagel und Meier in Basel betonten deshalb zurecht, dass das Aufnehmen dieses Trends dem Ideal von Universität als allgemeiner und umfassender Stätte der Geistesbildung entspreche. Der Vorstoss diene in dieser Form aber auch ihren eigenen Interessen, denn sonst wäre es an ihnen gewesen, die von ihnen diagnostizierten gesellschaftlichen und akademischen Bedürfnisse abzudecken. Nicht zuletzt war es ein Freundschaftsdienst⁵: Hoffmann war nicht glücklich in Zürich. Er arbeitete als Redaktor beim *Idiotikon*, hatte sich für Phonetik und Dialektologie an der dortigen Universität habilitiert, lag aber im Streit mit seinem universitä-

ren Rivalen und Vorgesetzten, Albert Bachmann, dem Direktor des Idiotikons, und wollte zurück in seine Heimatstadt. Meier und er dürften sich aus ihrer gemeinsamen Studienzeit in Freiburg i.Br. gekannt haben, sie waren sich gemeinsamer wissenschaftlicher Interessen bewusst, als Charaktere allerdings eher komplementär, was von Vorteil zu sein schien: grandseigneurial und grossen Plänen zugeneigt der eine, originell, aber einem genauen, detaillierten, von den Einzelheiten doch selten zur Zusammenschau gelangendem Arbeiten verpflichtet der andere. Der Antrag hatte Erfolg: Basel holte Hoffmann als Honorarprofessor mit einem Lehrauftrag für Germanistik und Volkskunde zurück; 1912, nach dem Wegzug Meiers, wurde er dessen Nachfolger im Ordinariat. Er war der erste Schweizer auf einem germanistischen Lehrstuhl!⁶ Seine Tätigkeit begann er jedoch mit einer Antrittsvorlesung, die mit Philologie nichts zu tun hatte, die aber für Jahrzehnte zu einem Schlüsseltext der jungen Disziplin Volkskunde und entsprechend heftig diskutiert wurde: *Die Volkskunde als Wissenschaft* (gedruckt 1902)⁷. Mit der berühmt gewordenen Formel vom *vulgus in populo* forderte er nicht etwa eine Kunde vom Ursprünglichen, Autochthonen der Nation, sondern die Erforschung der überindividuellen kulturellen Überlieferung innerhalb eines Volkes. Das war weniger soziologisch, schon gar nicht national und politisch, vielmehr historisch und psychologisch gedacht. Es ging ihm um denjenigen Teil der Geschichte, der (wie er meinte) dauerhafteren Gesetzen folgt und wo es die Individuen sind, die Neues schaffen und einbringen, die breite Bevölkerung dies aber sich aneignen, anpassen und bewahren oder aber ablehnen kann, so dass es kollektiver Besitz wird oder auch nicht. Wenige Jahre vorher hatte John Meier bei der Untersuchung alter Liedsammlungen die konkrete Autorschaft vieler vermeintlich anonymer Volkslieder festgestellt und, statt vom Erfinden, von volkstümlichem Umsingen gesprochen.⁸ Ob Hoffmann direkt davon angeregt wurde oder über andere Erfahrungen zu seinen ähnlichen Überlegungen kam, ist nicht bekannt. Das Resultat aber war, dass von Basel aus eine Volkskunde betrieben wurde, die der romantischen Auffassung von der schöpferischen Volksseele den wissenschaftlichen Todesstoss versetzen sollte: «Das Volk produziert nicht, es reproduziert.» Das wurde durchaus nicht überall akzeptiert. Deshalb entspann sich eine lebhaft wissenschaftliche Kontroverse – insbesondere der Österreicher Joseph Pommer vertrat entschieden die Gegenposition⁹ –, machte Hoffmann-Krayer aber international bekannt. Selbst verfolgte er diesen Weg zunächst nicht weiter¹⁰, sondern hielt brav seine sprachwissenschaftlichen Kollegs, gelegentlich auch volkskundliche¹¹; sein wichtigstes Vorhaben aber war das Sammeln volkskundlicher Objekte und der Aufbau einer europäischen vergleichend-ergologischen Sammlung im damaligen Basler Völkerkundemuseum.¹² Er übertrug damit die am Idiotikon erprobte Methode auf die Dingwelt, wie es auch die in Wien und Graz entwickelte Theorie der *Wörter und Sachen* tat. Hoffmann stand mit Rudolf Mehringer und anderen in persönlicher Verbindung und dachte in internationalen Zusammenhängen, wie es auch seine bibliographische Tätigkeit beweist, auch wenn er gleichzeitig die treibende Kraft im Aufbau schweizerischer Forschungsstrukturen war. Wie viel davon in die uni-

versitäre Lehre einfluss, ist schwer zu sagen, es scheint, dass von den mehreren wissenschaftlichen Leben, die er führte, das der akademischen Lehre nicht im Zentrum stand – dazu war es auch zu wenig intensiv und (mit wenigen Ausnahmen) zu partikular. Aber er verlieh dem Fach Konturen und wirkte damit auch in die folgenden akademischen Generationen.

Dass dabei doch eine gute fachliche Ausbildung erworben werden konnte, beweisen Paul Geiger und Hanns Bächtold-Stäubli. Letzterer, der bei Hoffmann-Krayer doktoriert hatte, wurde zum eigentlichen Adlatus seines Professors, assistierte ihm in der Kommission des Völkerkundemuseums (als Sekretär und Protokollant) und bei der Internationalen volkskundlichen Bibliographie, er griff Hoffmanns Idee einer erweiterten Neuausgabe des «Wuttke»¹³ auf und machte daraus als Hauptverantwortlicher das *Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens*, ein Jahrhundert- und sein Lebenswerk (erschienen 1924–1942); den Nachtragsband hielt er kurz vor seinem Tod in der Hand. In der allgemeinen Anerkennung stand er immer im Schatten John Meiers, der es verstand, die hochfliegenden Pläne des jüngeren Schweizers rasch zu seinen eigenen zu machen (so auch die eines Internationalen volkskundlichen Instituts, die allerdings nicht zu verwirklichen war). Meier war es auch, der die Pläne nach aussen vertrat und sich dabei in den dreissiger Jahren mit den neuen deutschen Machthabern zu arrangieren wusste.¹⁴ Das war allerdings nicht Bächtolds Linie; er, der nie von der Volkskunde leben konnte, alles ehrenamtlich neben der Haupttätigkeit als Lehrer an einer privaten Handelsschule machte, war zusätzlich in vielen sozialen und sozialpolitischen Werken engagiert und wurde, wiewohl durchaus bürgerlich, bei seinem Tod auch von der sozialdemokratischen *Arbeiter-Zeitung* gerühmt¹⁵; eine Annäherung an den Nationalsozialismus suchte er nie. An der Universität trat er nicht in Erscheinung; er war auch kein eigentlicher Forscher, mehr ein Sammler und Organisator, was der theoretisch und methodologisch wenig reflektierten Ausrichtung des *Handwörterbuchs* ja auch anzusehen ist. Dessen Publikumswirkung allerdings wurde wohl gerade deshalb, weil allen Sehnsüchten nach den einfachen letzten Antworten auf die Geheimnisse des Lebens entgegenkommend, bis heute von keinem anderen volkskundlichen Werk übertroffen – leider.¹⁶

Anders Paul Geiger, der 1939 auf Grund seines zweiten Buchs *Deutsches Volkstum in Sitte und Brauch* in Basel für Volkskunde habilitiert wurde.¹⁷ Das Buch zeigt nicht nur eine Breite der Kenntnisse, wie sie in der Schweiz zu dieser Zeit niemand sonst besass, sondern zeichnet sich durch unideologische Nüchternheit und kritische Zurückhaltung gegenüber mythologistischen Erklärungen und gängigen germanophilen Theorien, dafür aber durch einen selbstverständlichen Umgang mit den Phänomenen der Gegenwart aus. Das wurde nicht umsonst von der Fakultät gerühmt und stach auch wohlthuend ab von der Ent- oder genauer Verwicklung der deutschen Volkskunde jener Zeit. Geiger, nebenher (als Broterwerb) Lehrer am Humanistischen Gymnasium, wäre durchaus fähig gewesen, eine Professur zu versehen und ein volkskundliches Curriculum aufzubauen; er hielt Vorlesungen zu einem breiten Themen-Spektrum und veranstaltete Übungen zu

Grundfragen des Fachs, zu Methoden- und zu Quellenproblemen.¹⁸ Von 1942 an war er aber nach einem Schlaganfall halbseitig gelähmt, las zwar weiter und arbeitete daneben, unterstützt von Elsbeth Liebl¹⁹ und zusammen mit Richard Weiss, am *Atlas der schweizerischen Volkskunde*. (Es war das zweite Jahrhundertunternehmen, das von der Basler Volkskunde ausging.) Zu einem energischeren Einsatz für die akademische Etablierung seines Fachs fehlten ihm aber vermutlich doch die Kräfte und die nötigen Beziehungen. In seinem Nachruf auf Geiger schrieb Karl Meuli, dieser habe leider keine Doktoranden gehabt, weil man von der Volkskunde eben nicht leben könne²⁰, verschweigt aber, dass er selbst der Hinderer war. Trotzdem gab es eine Reihe von Studenten, die zwar in anderen Fächern abschlossen, das volkscundliche Angebot aber gerne nutzten: es war ja zu jener Zeit noch üblich, im Studium rechts und links zu schauen, als Jurist philosophische Vorlesungen zu besuchen, als Medizinerin archäologische.

Die zentrale Figur jener Zeit war ohne Zweifel Karl Meuli. Zwar war die Volkskunde in seiner universitären Tätigkeit nur ein Randgebiet und, gemäss seinem Lehrauftrag, auf die Antike beschränkt; seine Vorlesungen galten Themen wie *Altgriechische Volkskunde* (erstmalig 1934), *Die panhellenischen Feste* (1936), *Römische Feste von religiöser Bedeutung* (1942), *Geburt, Hochzeit, Tod – mit Berücksichtigung der Antike* (1955). Seine altphilologisch-religionswissenschaftlichen Forschungen waren immer auch vergleichende Völkerkunde, wie Mohammed Rassem (einer seiner ganz wenigen Schüler) es treffend nannte.²¹ Er suchte nach den Universalien menschlicher Kultur in der Nachfolge Frazers, Pater Wilhelm Schmidts und der Religionswissenschaftler Usener und Rohde, und bemühte sich darum, die Probabilität von zeit- und raumübergreifenden Vorstellungen nachzuweisen. Auf Usener und Rohde war er während seines Studiums in München gestossen, wobei er damals ebenso fasziniert war von der Welt der ästhetischen Form von Stefan George (dem er persönlich begegnete). Alle seine späteren Forschungen scheinen in ihren Ansätzen auf intellektuelle Erlebnisse und Gedanken dieser frühen Jahre zurückzugehen²², so auch das Konzept von Volkskunde, das er hegte.

Ergänzt wurde er durch seinen Kollegen Hans-Georg Wackernagel, der sich in seinen Arbeiten als Historiker auf Mittelalter und frühe Neuzeit konzentrierte und hier vor allem dem Alltag des Kleinadels, der Bauern, Hirten und eidgenössischen Krieger nachspürte. Er tat dies auf Grund archivalischer Quellen, was in der gleichzeitigen Volkskunde in Europa, die die literarische Überlieferung seit der Romantik zu ihrem Haupttummelfeld gewählt hatte, noch eine Ausnahme darstellte.²³ Nicht von ungefähr verband der nachmalige, neben Karl-Sigismund Kramer bedeutendste historische Brauchforscher Deutschlands, Hans Moser, mit Wackernagel und der Basler Volkskunde eine freundschaftliche, für beide Seiten fruchtbare Beziehung. Ein gemeinsames Interesse an Knabenschaften und jugendlichen Kriegergruppen als männerbündischen Formen bestand auch zwischen Meuli, Wackernagel und Richard Wolfram sowie Lily Weiser-Åal. Die Bekanntschaft dürfte in den dreissiger Jahren noch über die Vermittlung von Andreas

Heusler II zustande gekommen sein, und sie dauerte jahrzehntelang (dass Wolf-ram aktiver Nationalsozialist war und seine volkskundlichen Kenntnisse dafür einsetzte, war ihnen offenbar verborgen).

Tummelplatz und Erziehungsort: das Volkskundliche Kränzchen

Volkskunde als akademische Disziplin und ihr Lehrangebot setzten sich also in jenen Jahrzehnten aus sehr verschiedenen, nicht koordinierten Elementen zusammen, die keine Dichte und auch kein erkennbares Ganzes bildeten; ohne Zweifel bot sich dabei jedoch eine Fülle von Anregungen und Ergänzungen zu anderen Fächern. Sehr lose zusammengehalten wurden Interessenten und Interessen durch das sogenannte *Volkskundliche Kränzchen*²⁴, ein Privatissimum, vielleicht als Form (mit anschließendem obligatorischem Wirtshausbesuch) schon von Hoffmann-Krayer erfunden. An ihm nahmen Meuli und Wackernagel, zeitweise Geiger und Hoffmanns germanistischer Nachfolger Friedrich Ranke, später auch die neuen Dozenten teil, zusammen mit Studierenden meist höherer Semester und verschiedener Fächer (darunter oftmals Juristen und Historiker, übrigens fast ausschliesslich Männer). Sie rekrutierten sich zum Teil aus ehemaligen Schülern Meulis, denn die Hälfte von dessen Zeit, Kraft und Arbeitslust galt bis zur Pensionierung dem Griechischunterricht am Humanistischen Gymnasium.²⁵ Das *Kränzli* war in vielen Jahren die einzige volkskundliche Veranstaltung, die Übungscharakter hatte, allerdings durch die wechselnde Zusammensetzung und die Heterogenität der in Referaten behandelten Themen von einer kontinuierlichen Ausbildung doch weit entfernt war. Es zeigte aber auf schöne Weise eine andere Facette von Meulis Wesen, die übrigens auch in seiner Tätigkeit als langjähriger Obmann der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde zum Tragen kam: seine intellektuelle Neugier und Offenheit. Er liess vieles zu (so Rassems Dissertation *Die Volkstumswissenschaften und der Etatismus*, 1951) er ermutigte und förderte Paul Hugger bei seinen ersten, auf einsamer Feldforschung beruhenden monographischen Studien. In wohlwollender, aber hartnäckiger Weise begleitete er auch Forschende ausserhalb der Universität. Ich denke in erster Linie an Eduard Strübin in Gelterkinden (Baselland). Strübin war Lehrer und während seiner Ausbildung in Basel durch Paul Geiger mit Volkskunde in Berührung gekommen. Er nahm seine unmittelbare Umgebung zum Anlass für die exemplarische Erforschung einer ländlichen Region im Umbruch der Moderne. Recht eigentlich bahnbrechend war seine bescheiden sich gebende Studie *Baselbieter Volksleben* von 1952, für die vor allem er 1960 mit dem Ehrendoktor ausgezeichnet wurde. (Es war das erste Fachbuch, das die Schreibende sich kaufte.) Alle diese Forschungen wurden von der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde betreut und veröffentlicht.²⁶ Ohne ihr Engagement wäre die universitäre und die öffentliche Präsenz der Volkskunde nach wie vor nicht denkbar gewesen.

Volkskundliche Themen fanden im Übrigen an der Universität auch in anderen

Fächern hie und da Berücksichtigung, so in der Anglistik als Teil einer «Landeskunde», angeboten durch die jeweiligen Lektoren, oder in der Slawistik durch Elsa Mahler, die durch ihre ethnographischen Forschungen über eigenes Material und entsprechendes Interesse und Wissen verfügte.²⁷ Zu erinnern ist auch an Friedrich Ranke, der seine Schüler für seine eigenen Interessen an Volksliteratur zu begeistern wusste.²⁸

Krieg und Nachkrieg

In seiner Übersicht spricht Meuli 1960 zusammenfassend von einer ungestörten, wenn auch nicht grossartigen Entwicklung der Volkskunde an der Universität Basel.²⁹ Ist von Entwicklung im Sinn eines planvollen und kohärenten Ausbaus bis dahin (von heute aus) auch in Tat und Wahrheit nichts zu sehen, so bedeutet ungestört mehr: die Basler Volkskunde blieb unbeeinflusst von der fachlichen Ideologisierung, Korruption und politischen Indiennahme in Deutschland und teilweise auch in Österreich, ungeachtet persönlicher Beziehungen und ähnlicher, aber auf verschiedene Weise verfolgter Ideen.³⁰ Das mag zum Teil mit dem besonderen, von Antike und mittelalterlicher Provinzialgeschichte geprägten Profil zusammenhängen, aber mindestens ebenso mit ihren Vertretern, die humanistisch und betont demokratisch dachten, ohne dabei ihren Patriotismus zu verleugnen. Allerdings dauerte es dadurch nach dem Zweiten Weltkrieg auch lange, bis das Fach in Basel eine neue Dynamik entwickelte, obwohl bei Geiger, vor allem in der Anlage des *Atlas für schweizerische Volkskunde*, Themen des Alltags und des Wandels angesprochen wurden, ein neues kritisches Methodenbewusstsein sichtbar wird und die historische und die männliche Perspektive nicht die einzigen sind.³¹

Als Geiger 1952 starb, wurde Richard Weiss³² von der Universität Zürich, erster Professor für Volkskunde in der Schweiz, mit der Vertretung in Basel betraut. Er las von 1952 bis 1956 hier. Er vertrat eine neue Generation und einen neuen Typ, der Gegenwart und ihren Problemen zugewandt, die er scharf beobachtete und analysierte. Implizit findet sich in seinem Konzept zum Atlas der schweizerischen Volkskunde auch bei ihm eine geistige Front gegen nationalsozialistische Deutschtums-Argumente und rassistische Begründungen von Territorialansprüchen. Weiss forschte ganz selbstverständlich empirisch, er gewann seine Erkenntnisse primär im systematischen Zuschauen, Zuhören, Fragen, d. h. im zwischenmenschlichen Austausch – als Lernender! –, theoretisch geleitet durch Funktionsanalysen. Er hatte diesen Ansatz übernommen vom Soziologen Kurz Stavenhagen, was auch heisst, dass er (wiewohl er glanzvoll in Deutscher Literaturgeschichte doktoriert hatte!) die Volkskunde von der Philologie wegzog und sie der gesellschaftlichen Gegenwart öffnete. Sein bekanntestes Werk, die grosse *Volkskunde der Schweiz* (1946), ist Paul Geiger gewidmet. Das Buch war ein einmaliges und geniales Gesellenstück³³, das Möglichkeiten erforschte und Bezirke absteckte. Es wies Wege –

aber der Autor ging auch selbst weiter. Er bezog später Massenphänomene wie Fussball, modernen Tourismus und Kantinenessen in seine Forschungen mit ein und wies auf die Selbstverständlichkeit eines modernen Lebens in vermeintlich gegensätzlichen Sphären hin.³⁴ In Basel las er u. a. über Volkslesestoffe und Film (1952), über Magie und Zauber in der Gegenwart (1953), über aktuelle Theorien und Methoden des Fachs – alles für Basel neue Themen. Was er hier bewirkte, ist schwer zu sagen. Die wenigen Studenten, die zu ihm gingen, haben aber sicher Gewinn gezogen aus der persönlichen Begegnung mit einem bescheiden, aber sicher auftretenden, nachdenklichen und äusserst liebenswürdigen Mann und aus dem gelenkten Entdecken neuer Wege, die für die Volkskunde nicht Sackgassen waren, sondern ins Lebendige führten.

Ein Lehrstuhl und ein Seminar

Auf Drängen Karl Meulis habilitierte sich in Basel 1956 Hans Trümpy, und zwar (als ursprünglicher Altphilologe) mit einem ebenso innovativen wie gründlichen Buch über *Schweizerdeutsche Sprache und Literatur*, das als volkskundliche Leistung anerkannt wurde und zu der entsprechenden Venia führte. Das beendete die Vertretung durch Richard Weiss, bedeutete aber bloss eine gewisse Sicherung der äusseren Kontinuität durch die obligaten zwei Wochenstunden des Privatdozenten, keinen Ausbau des Fachs, zumal Trümpy als Gymnasiallehrer weiterhin in seiner Heimat Glarus tätig blieb. Dass er die Herausforderung annahm und sich so in eine relativ neue Materie³⁵ einarbeitete, dass er wenige Jahre später schon als ausgewiesener Fachmann gelten konnte, bezeugte nicht nur seinen bewundernswerten Fleiss, sondern auch ein starkes, breites und lebendiges Interesse, das dem musisch Begabten, in einem politisch regen Elternhaus Aufgewachsenen eignete. Welche Erwartungen an die Habilitation Trümpys geknüpft waren, lässt sich nicht mehr ermitteln. Meuli mochte annehmen, dass der neue akademisch gebildete Volkskundler seinen Spuren folgen würde, was Trümpy aber nicht tat. Er bot regelmässig Themen der sogenannten Volksliteratur an und führte Ansätze von Wackernagel weiter, indem er eine historische Quellensammlung anlegte und Vorlesungen über das eidgenössische Festwesen hielt. Er widmete sich aber auch in regelmässigem Turnus «klassischen» Fachthemen wie den Bräuchen des Jahres- und Lebenslaufs. Neues erschien unter den Stichwörtern Alltag, Anstand, Verein, Schulbuch. Richard Weiss, der sich mit Trümpy gut verstand, hörte sich die ersten Vorlesungen an, um dem Vorschlag der Fakultät auf Erteilung eines Lehrauftrags Unterstützung angedeihen zu lassen.³⁶ Dieser wurde schon 1957 erteilt, 1959 auf 4 Wochenstunden aufgestockt und damit Trümpy, wie er selbst sagte, weg von Glarus nach Basel «gelockt»³⁷. Jedoch musste er zur finanziellen Absicherung nach wie vor als Gymnasiallehrer arbeiten. Mittlerweile hatte Meuli seinen Widerstand gegen Volkskunde als reguläres Prüfungsfach aufgegeben und offenbar auch der Errichtung eines Seminars zugestimmt, was 1961 geschah. Er lehnte aber aus

Altersgründen den Vorschlag ab, dessen Vorsteher zu werden, und empfahl seinen etwas jüngeren Kollegen Hans-Georg Wackernagel. Einzige finanzielle Folge war der schon erwähnte Seminarkredit von Fr. 100.–, für die Wackernagel Briefpapier kaufte.³⁸ Immerhin kann aus diesem eher symbolisch zu nennenden Akt der Wille von Universität und Regierung herausgelesen werden, die Volkskunde als dauernden Bestandteil der akademischen Forschung und Lehre zu verstehen und damit auch die bisherigen bedeutenden baslerischen Leistungen für das Fach an zu erkennen. Der Schritt vom moralischen zum finanziellen Engagement liess, wie schon angemerkt, allerdings noch lange auf sich warten.

1962 verunglückte Richard Weiss tödlich. Der einzige schweizerische Lehrstuhl für Volkskunde in der Schweiz war verwaist, und die wissenschaftliche Welt hatte einen bedeutenden Mann verloren. Die Universität Zürich leitete rasch die Suche nach einem Nachfolger ein. Wunschkandidat wäre offenbar Hans Trümpy gewesen (als einziger in der Schweiz habilitiert); er vertrat auch in Zürich, lehnte einen Ruf aber ab, weil er sich Basel stärker verbunden fühlte.³⁹ Hier ernannte man ihn denn auch zum ausserordentlichen Professor, was allerdings eher ein Routinevorgang war und keine direkten Folgen hatte. Gewählt wurde in Zürich Arnold Niederer, ein Schüler von Weiss, Mitarbeiter am Volkskunde-Atlas (dessen Arbeitsstelle in Basel domiziliert war) und mit alpiner Kultur ähnlich vertraut wie sein Vorgänger, aber gegenüber Basel mit einem betont anderen Verständnis von Volkskunde, wie sich bald zeigen sollte. In Basel hatte die Philosophisch-Historische Fakultät aus diesen Vorgängen offensichtlich eine Verpflichtung abgeleitet, hinter Zürich nicht mehr zurückzustehen, sondern die langjährigen, ehrenamtlichen und privat finanzierten Leistungen für die Basler Volkskunde durch einen angemessenen universitären Ausbau endlich zu honorieren. Sie stellte am 10.11.1964 dem Rektor zu Handen der oberen Behörden den entsprechenden Antrag: «Die Fakultät hält den Zeitpunkt für gekommen, einen vollausgebauten Lehrstuhl für Volkskunde zu errichten, da diese Aufgabe in der Gesamtplanung des schweizerischen Hochschulwesens unserer Universität zufällt, da die sachlichen und die personellen Voraussetzungen für eine grosszügige Entwicklung des Faches in Basel gegeben sind, und da eine solche Massnahme unseren eigenen Traditionen auf das beste entspricht.»⁴⁰ Da offenbar mit einer Finanzierung des neuen Ordinariats durch den Kanton nicht zu rechnen war⁴¹, hatte der Schweizerische Nationalfonds zur Förderung der Forschung seine Hilfe zugesagt. Vorgesehen war dieser Lehrstuhl fraglos für Hans Trümpy. Die Natur der Volkskunde lasse es wünschbar erscheinen, das Fach hier durch einen Schweizer vertreten zu lassen; zudem war es offenbar gar nicht möglich, jemand aus dem Ausland auf eine Nationalfonds-Professur zu berufen. «Unter den Volkskundlern schweizerischer Nationalität ist aber keiner zu finden, der für die Zukunft mehr verspricht als der von uns vorgeschlagene und vom Nationalfonds akzeptierte Kandidat. [...] Bei der Betrachtung der eigentlichen volkskundlichen Arbeiten von Herrn Trümpy wird deutlich, dass er der Richtung folgt, die in vorbildlicher Weise von Richard Weiss in Zürich, von Karl Meuli in Basel und – um einen jüngeren Vertreter zu nennen

– von Hermann Bausinger in Tübingen vertreten wurde.» Die Zusammenstellung mag Kundige erstaunen ...⁴² Gemeint war wohl, dass man von Trümpy sowohl die Fortführung der lokalen Tradition erwartete wie Aufbrüche in Neues. (Hingewiesen wird dabei auf seinen damals leider wenig beachteten Artikel «Schweiz» in der *Iro-Volkskunde*, 1963). In gewisser Weise entsprach Trümpy diesem Wunsch; er verfügte über ein breites, immer à jour gehaltenes Wissen, hatte Prinzipien, neigte aber nicht zur Radikalität. Sein Interesse galt (was damals noch selten war) speziell dem 19. Jahrhundert, in dem durch Schule, Verein, modernem Staat und neue populäre Medien (Kalender, Zeitungen) eine neue Gesellschaft und eine neue Kultur geschaffen wurde.⁴³ Als rational Denkender trat er für exakte historische Forschung ein und half, die in vielen Fächern noch lange unreflektiert vorherrschende Vorstellung einer europäischen kulturellen Kontinuität seit Antike und Vorchristentum aufzubrechen.⁴⁴ Er war allen verschwommenen Mystifizierungen in der Wissenschaft abhold; die Lehre C. G. Jungs von prälogischen seelischen Prägungen, die sich in festen Bildern äusserten, faszinierte und irritierte ihn bis zuletzt⁴⁵ – gern hätte er sie logisch widerlegt.

Trümpy blieb im wesentlichen einer Volkskunde der Schweiz verpflichtet, und das heisst in diesem Land auch: des Regionalen und Lokalen – zu baslerischen Themen publizierte er häufig.⁴⁶ Wichtig blieb für ihn aber immer auch die internationale Erzählforschung, der er viele Beiträge widmete.⁴⁷ Daraus ergab sich ein Lehrprogramm, das von Stoffgebieten ausging, selten von theoretischen Problemen.⁴⁸ Die Studierenden hielt er zu kritischer Reflexion der Fachgeschichte und Wahrnehmung neuer Entwicklungen an, er anerkannte auch, mit unbestechlichem Sinn für Qualität und Originalität, was nicht auf seiner Linie lag (wie die Arbeiten aus der Tübinger «Schule»). Das Studium bekam unter ihm eine festere Form und einen vorgegebenen Verlauf mit Vorlesungen (z. T. im Turnus), Seminar (seit 1962), Proseminar (ab 1972), Übungen zum *Atlas der schweizerischen Volkskunde*, regelmässigen Exkursionen und für Hauptfachstudierende einer obligatorischen Feldübung. Als einmaliges Angebot innerhalb der Philosophisch-Historischen Fakultät und als Reverenz an den humanistischen genius loci seien seine Lektürekurse mittellateinischer Texte erwähnt, die von Studierenden verschiedener Fächer besucht wurden. Auch das *Kränzli* führte er gerne weiter. Weibliche Mitglieder waren nun nicht weniger willkommen.

Bei seiner Berufung war von den oberen Behörden festgehalten worden, dass eine Lücke bestehe (bestehen bleibe) bei der Berücksichtigung der Sachkultur. (Gedacht war dabei an das Schweizerische Museum für Volkskunde.) Sie sollte durch einen Lehrauftrag ausgefüllt werden. Tatsächlich konnte seit dem Tod von Eduard Hoffmann-Krayer von einer intensiven Beziehung zwischen universitärer Volkskunde und dem Basler Museum nicht mehr die Rede sein; die beiden Institutionen entwickelten sich weitgehend unabhängig voneinander.⁴⁹ Der initiativem Leiter des Museums, Robert Wildhaber, erhielt von Meuli keine Unterstützung, wiewohl seine Verdienste als Redaktor des *Schweizerischen Archivs für Volkskunde* und der *Internationalen volkskundlichen Bibliographie* gerade der inter-

nationalen akademischen Volkskunde zugute kamen. Im Dezember 1968 (Meuli war im Mai gestorben) wurde Wildhaber auf Betreiben Trümpys wenigstens noch zum Ehrendozenten ernannt. Eine Weile hielt er auch (unentgeltlich) Vorlesungen, wobei seine umfassenden Kenntnisse der USA und Osteuropas dem Seminar wichtige neue Anregungen boten. Gleichzeitig ging ein Lehrauftrag für Bauernhausforschung an Max Gschwend, dies, um dem grossen Forschungs- und Editions-Vorhaben der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde, *Die Bauernhäuser der Schweiz*, den Bearbeiternachwuchs zu sichern.⁵⁰ Nachdem Wildhaber sich altershalber von der Lehre zurück gezogen hatte, übernahm 1977 sein Nachfolger am Museum, Theo Gantner, ein Lektorat für volkskundliche Museumsarbeit. Auf den minimalen institutionellen Ausbau des Seminars unter Trümpy wurde schon hingewiesen. Das Raumproblem blieb.

Renovation statt Revolution

1967 zeichnete sich in der deutschen Volkskunde eine Bewegung «von unten», von Studierenden gegen Etablierte ab, die das Fach in den folgenden Jahren tiefgreifend verändern sollte. Sie implizierte eine Auseinandersetzung mit der nationalsozialistischen Vergangenheit und der inhärenten Ideologiefälligkeit der national denkenden Disziplin. Als Gegenkraft sollten eine rigide Theoretisierung der gesellschaftlichen Grundlagen, Methodenreflexion, konsequente Hinwendung zu Problemen der Gegenwart und zu einem neuen emanzipatorisch-demokratischen Volksverständnis entwickelt werden. Das fachliche Erbe des 19. Jahrhunderts und der Vorkriegszeit wurde ausgeschlagen zugunsten eines radikalen Neuanfangs. Auf grossen Kongressen und kleinen Tagungen, mit Pamphleten und Umfragen wurde – unter Anführung junger Tübinger – gestritten und um ein neues Fachverständnis gerungen.⁵¹ Die Auseinandersetzung war in Deutschland geprägt nicht nur von der NS-Diskussion, sondern auch von der Konfrontation mit der marxistischen Ausrichtung des Fachs in der DDR; sie betraf aber in manchen Aspekten volkskundliches Arbeiten überhaupt und war, bei allem Ungestüm, berechtigt und teilweise auch heilsam, wiewohl sie für lange Zeit Gräben aufriss und vor Verletzungen nicht zurückschreckte. Zum Bleibenden dürfte das Bestreben nach angemessener Theoretisierung gehören und die Tatsache, dass unsere Disziplin früher und nachhaltiger als andere Fächer begann, ihre Geschichte zu reflektieren und eine Sensibilität zu entwickeln gegenüber inhaltlicher und methodischer Ideologisierung, während die gesellschaftspolitische Auseinandersetzung mit den Jahren an Brisanz verlor und einer Vielfalt der Standpunkte und Zugangsweisen Platz machte. In anderen Ländern fand diese Erneuerung von innen nicht oder erst viel später statt. Die osteuropäischen Länder, die einer marxistisch geprägten nationalen Ethnographie verpflichtet waren, orientierten sich nach 1989 nicht mehr an Deutschland und Europa (was eine Auseinandersetzung mit der eigenen fachlichen Vergangenheit impliziert hätte), sondern an der amerikani-

schen Kulturanthropologie, ähnlich wie auch die skandinavischen Wissenschaftler, wodurch das Bewusstsein früherer Verbindungen verloren ging. Dies ist aber nicht das letzte Wort. Theoretische Ansätze der Cultural Anthropology hatten mittlerweile auch im deutschsprachigen Raum Gewicht erlangt; man trifft sich also auf einer neuen Ebene.

In Basel gingen die Wellen in der Volkskunde um 1970 nicht hoch.⁵² Trümpy, gut über die Auseinandersetzungen informiert, mehrfach sich dazu äussernd und der kritischen Aufarbeitung der fachlichen Vergangenheit rundum zustimmend, hielt doch betont an einem Wissenschaftsverständnis fest, das Forschung von politischer und sozialer Praxis strikt trennt, er lehnte es ab, sich die Themen ausschliesslich vom Tagesgeschehen vorgeben zu lassen, er beharrte darauf, dass es sich bei der Volkskunde um eine historische Disziplin innerhalb der Geisteswissenschaften handelt, und hielt nichts von einer Umgestaltung zur Sozialwissenschaft. Damit in eine konservative Ecke gestellt zu werden, machte ihm wohl nichts aus. Seine Offenheit in kollegialen Kontakten und gegenüber den Interessen seiner Studierenden, auch wenn sie in andere Richtungen liefen, blieben bestehen. So kam es in Basel nicht zu Vätermord, Bruch und radikaler Neuorientierung, sondern zu einer langfristigen Weiterentwicklung, zur Vertiefung mancher Problembereiche und zur Öffnung für neue Fragen wie (nationale) Identität und Folklorismus, und Alltag wurde zur heuristischen Kategorie.⁵³ Arnold Niederer in Zürich vertrat dagegen eine stärker sozialwissenschaftliche Linie und nahm die gesellschaftliche Verpflichtung des Fachs, getreu seinen persönlichen Überzeugungen und Erfahrungen, auch in der Wahl seiner Forschungsthemen und der Vermittlung der Ergebnisse wahr.⁵⁴ Daraus folgte eine auch von den Nachfolgern noch gepflegte, aber bedauerliche Entfremdung zwischen Zürich und Basel, die sich erst in der jüngeren Vergangenheit wieder aufzulösen begann.

Trümpy war im übrigen nicht nur ein tätiges und geschätztes Mitglied der Fakultät (man erinnerte sich noch Jahrzehnte später an seine erfrischend zügige Sitzungsführung als Dekan, und verdient gemacht hat er sich vor allem um die Gestaltung und Einführung des Lizentiats). Er engagierte sich ebenso pflichtbewusst in der *Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde* (jahrelang als deren Präsident) und erreichte damit auch eine verstärkte Wahrnehmung der Volkskunde in Universität und (städtischer) Öffentlichkeit.

So war es bei seiner Emeritierung 1987 unbestritten⁵⁵, dass das Fach (als ein selbständiges⁵⁶) erhalten bleiben sollte. Allerdings entfiel nun die Finanzierung des Ordinariats durch den Nationalfonds, und der Staat war gehalten, die Mittel dazu selbst aufzubringen. Man behalf sich mit der Umwidmung einer Dozentur aus einem anderen Fach. Die Kuratel legte bei der Ausschreibung, neben der allgemeinen fachlichen Kompetenz, Wert auf die Vertrautheit des oder der neu zu Wählenden mit der Region Nordwestschweiz und forderte von der Fakultät, die zunächst eine Liste mit drei qualifizierten deutschen Kandidaten resp. Kandidatinnen vorlegte, eine entsprechende Korrektur oder Ergänzung. Da Christine Burckhardt-Seebass von Basel (eine Schülerin Trümpys) sich anfangs 1988 habili-

tierte und vorher und gleich anschliessend als Dozentin auch im Ausland tätig war, erfüllte sie nach Auffassung der Fakultät die formellen Voraussetzungen und besass die fachlichen Qualifikationen, so dass sie auf einer neuen Liste primo loco figurierte und gewählt wurde. Das Ordinariat wurde allerdings herabgestuft auf eine vollamtliche ausserordentliche Professur (damals noch eine Ausnahme). Die neue Seminarleiterin musste sich deshalb zur Erfüllung ihrer Prüfungspflichten von der Fakultät erst die (eigentlich nur Ordinarien zustehenden) Rechte erteilen lassen. Das Raumproblem sollte noch für Jahre ungelöst bleiben, aber erstmals wurde dem Seminar eine für die Weiterbildung qualifizierter Doktoranden dringend nötige Assistenz zugesprochen (die 50% wurden bei Übernahme des Dekanats durch Frau Burckhardt auf 100% erhöht); dazu kamen zeitweise Projektmitarbeitende in Assistenzstellung). Auch wurden die zwei bezahlten Lektorate weiter zugesichert. Die personelle Basis blieb trotzdem schmal. Um einer zu sehr auf die eine Dozentin bezogene Lehre vorzubeugen, wurden alle Möglichkeiten der Kooperation ausgeschöpft. Die Lektorate gingen an Fachleute aus verschiedenen Museen und an in- und ausländische junge Kollegen, die noch nicht «im Amt» waren. Der EUCOR-Vertrag der oberrheinischen Universitäten ermöglichte den Austausch und die Zusammenarbeit mit den verwandten Instituten in Freiburg und Strasbourg. Da das Seminar nunmehr oft auch begabte ausländische Stipendiaten beherbergen durfte, konnten einige von ihnen (so Regina Bendix aus den USA und Elka Tschernokoshewa aus Bulgarien) für Lektorate gewonnen werden. Während Frau Burckhardt eine Lehrstuhlvertretung in Marburg wahrnahm, waren es die Zürcher Kollegen Rudolf Schenda und Ueli Gyr, die Veranstaltungen in Basel übernahmen. Aus Drittmitteln konnte das Seminar zweimal eine Gastprofessur gewinnen: So stellte es eine grosse Ehre und wunderbare Bereicherung des Seminarlebens dar, als Hermann Bausinger im Sommer 1990 als Erster auf die neu eingerichtete Gastprofessur der Freiwilligen Akademischen Gesellschaft nach Basel gebeten wurde. 2001 ermöglichte der Fonds, den das verstorbene Seminarmitglied Jacqueline Spengler bei der Christoph Merian-Stiftung eingerichtet hatte, Utz Jeggle für Veranstaltungen zur Jüdischen Volkskunde einzuladen. (Es gibt zu denken, dass er vom geringen Wissen seiner hiesigen Studenten über den Holocaust enttäuscht war.) Im Rahmen von ERASMUS wurde die Möglichkeit, vorübergehend im Ausland zu studieren, erleichtert und von fast allen Hauptfachstudierenden wahrgenommen, da, an Stelle der vorherigen informellen Absprachen, nunmehr feste Verträge mit verschiedenen Universitäten bestanden. Das Programm machte es auch leicht, skandinavische, deutsche, polnische Dozenten für Workshops nach Basel einzuladen. Das entsprach dem Konzept einer Ausweitung der Volkskunde zur Europäischen Ethnologie und einer starken wissenschaftlichen Vernetzung, auch mit den osteuropäischen Ländern und ihren Forschungseinrichtungen. Die langjährige Mitarbeit der Vorsteherin in den Gremien der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde erleichterte dies. Einen Keim dazu hatte auch Robert Wildhaber gelegt, der durch Forschungsberichte im *Schweizerischen Archiv für Volkskunde* und durch Sammel- und Forschungsreisen in fast allen ost-

europäischen Ländern seit Kriegsende ein Netz fachlicher und persönlicher Kontakte aufgebaut hatte, über das kein anderer westlicher Volkskundler seiner Generation verfügte. Als seine Hilfsassistentin wurde die nachmalige Seminarleiterin zu diesem «ganzen» Bild von Europa, über politische Gegensätze hinweg, erzogen und sah in ihm ein wichtiges und bereicherndes Erbe. Es schlug sich nieder auch in Vortragseinladungen an polnische und ungarische Gäste und in Exkursionen in diese Länder und in die bayrisch-böhmische Grenzregion. Der regionale Aspekt wurde darob nicht vernachlässigt. Die Kenntnis des Eigenen machte ja die Auseinandersetzung mit dem Anderen erst richtig erhellend⁵⁷, und für die exemplarische Beschäftigung mit dem Alltag war es nicht nur finanziell, sondern mindestens so sehr ideell angebracht und auch methodisch lehrreicher, vor der eigenen Türe anzufangen. Dies galt vor allem für die Projekte und regelmässig stattfindenden studentischen Feldforschungen. Da viele Jugendliche ferne Flughäfen und Strände besser kennen als die Attraktionen des eigenen Landes, wurden auch Studienexkursionen in der Schweiz durchgeführt. Von Anfang an hat sich das Fach mit besonderen Veranstaltungen und einer eigenen Tagung an der Etablierung von Gender Studies beteiligt⁵⁸ und auch beigetragen zu den ersten Ansätzen einer fakultätsübergreifenden Vergleichenden Religionswissenschaft.⁵⁹ In der Gestaltung der Lehre wurde auf Vorlesungen keineswegs verzichtet, aber das grössere Gewicht kam den Veranstaltungen mit Übungs- und Diskussionscharakter zu. Ein klarer Aufbau mit Proseminar, Seminar und Hauptfachkolloquium, mit grösseren und kleineren Exkursionen und mehrwöchigen Feldübungen wurde regelmässig ergänzt durch intensive Lektürewochen, meist zu kulturtheoretischen Fragen, und mehrtägige Kolloquien für Doktorierende (zu denen auch Teilnehmende aus Strassbourg und Zürich geladen waren). Volkskunde sollte vermittelt werden als eine Disziplin, die Identität und Authentizität historisch und ideologisch zu dekonstruieren vermag und zwischen «Volkskultur» und «Hochkultur», zwischen Eigenem und Fremden nicht vorschnell abgrenzt, sondern erklärend vermittelt, mitteilt, Wünschbares und Machbares auszuhandeln, Verstehen und Toleranz zu fördern und das «Volk» für die Zukunft denk- und diskursfähig zu halten, ohne Obsoletes zu konservieren. Für dieses ebenso wichtige wie schwierige Ziel musste Wert gelegt werden auf die Vermittlung eines soliden kulturwissenschaftlichen Handwerkszeugs (Bild- und Textanalyse, Umgang mit Dingen, Probleme und Möglichkeiten der qualitativen empirischen Forschung), auf Anstösse zur Auseinandersetzung mit Phänomenen der Gegenwart⁶⁰, auf problemorientiertes Arbeiten, aber auch auf Verständnis für das volkskundliche Erbe, für die klassischen Themen, deren Kenntnis die Öffentlichkeit von Volkskundlerinnen und Volkskndlern erwartet und für die sich niemand sonst wissenschaftlich zuständig fühlt. Anders gesagt: Bei allen notwendigen Veränderungen, Neuerungen und Anpassungen sollte uns das Gegenwärtige als Gewordenes, als Auseinandersetzung mit der Vergangenheit (die es ebenfalls zu kennen gilt) bewusst bleiben.

Die skizzierte Vielfalt, Breite und Offenheit (bei solidem Fundament) hielten wir für notwendig, um international anerkannt und fachlich auf der Höhe zu sein,

obwohl sie die Kräfte eines so kleinen Instituts eigentlich überstiegen und eine kontinuierliche Forschungsarbeit kaum mehr zuließen. (Das sollte das Ideal aber nicht ausser Kraft setzen.)

Die Berufsfelder, denen sich die Studierenden zuwenden wollten resp. konnten, sind ebenso vielfältig und häufig diffus. Der Weg führte oft schon nach dem Lizentiat in Museen und in die Medien, gelegentlich in den Kunsthandel oder in Bibliotheken. Manche gehen ganz andere Wege, wenige wagten es, der Wissenschaft zumindest bis zum Doktorat treu zu bleiben. (Dies scheint sich seither, aus welchen Gründen auch immer, aber zum Glück für die Wissenschaft geändert zu haben.) Das Studium der Europäischen Ethnologie muss für verschiedene akademische und gesellschaftliche Bedürfnisse Grundlagen und Fähigkeiten des Verstehens vermitteln, ohne das Proprium des Fachs zu verlieren, es muss sich als anschlussfähig erweisen, ohne sich in Beliebigkeit aufzulösen oder in fachlichen Dilettantismus abzugleiten. Dies wird wohl ein Balanceakt bleiben, allerdings ein enorm stimulierender.

- ¹ Vgl. Edgar Bonjour: Die Universität Basel von den Anfängen bis zur Gegenwart 1460–1960. Basel 1960, S. 664ff., S. 706. Karl Meuli, Hans-Georg Wackernagel: Volkskunde. In: Lehre und Forschung an der Universität Basel zur Zeit der Feier ihres fünfhundertjährigen Bestehens. Basel 1960, S. 240–243. Hans Trümpy: Volkskundliche Forschung und Lehre an den deutsch-schweizerischen Universitäten und die Schweizerische Gesellschaft für Volkskunde. In: W. Brückner, K. Beitzl (Hrsg.): Volkskunde als akademische Disziplin. Österreichische Akademie der Wissenschaften Phil-Hist.Klasse, Sitzungsbericht 414. Georg Kreis: Die Universität Basel 1960–1985. Basel 1985, S. 102.
- ² Der einzige Doktorand Meulis war der nachmalige Soziologe Mohammed Rassem. Als seinen Schüler darf man auch Paul Hugger bezeichnen, der 1959 in Basel bei Trümpy doktorierte. Obwohl Meuli im Nachruf auf Paul Geiger in: Schweizer Volkskunde 42, 1952, S. 52 das Fehlen von Studierenden mit Hauptfach Volkskunde bedauerte, war er es selbst, der bis 1957 dem Ausbau zum Vollfach strikten Widerstand entgegensetzte; s. Franz Jung: Biographisches Nachwort. In: Karl Meuli. Gesammelte Schriften, hrsg. von Th. Gelzer, Bd. 2, Basel 1975, S. 471. Noch 1960 (vgl. Anm. 1) wollte er ihr eine wirkliche disziplinäre Selbständigkeit nicht anerkennen, sondern sah sie «in der Philologie und Geschichte beheimatet».
- ³ Bonjour (wie Anm. 1).
- ⁴ S. dazu Das Idiotikon: Schlüssel zu unserer sprachlichen Identität und mehr? Akten der Frühjahrstagung der Schweiz. Akademie der Geistes- und Sozialwissenschaften, Bern 2008.
- ⁵ Vgl. Bonjour (wie Anm. 1) S. 665; ausführlich Danièle Lenzin: «Foklore vivat, crescat, floreat.» Über die Anfänge der wissenschaftlichen Volkskunde in der Schweiz. Zürich 1996, S. 56ff.
- ⁶ Walter Muschg in: Lehre und Forschung (wie Anm. 1), S. 221.
- ⁷ Der Text und die folgende Kontroverse sind wiederabgedruckt in: Gerhard Lutz.: Volkskunde. Ein Handbuch zur Geschichte ihrer Probleme. Berlin 1958, S. 43ff. Hoffmanns Vortragstitel hatte schon Wilhelm Heinrich Riehl verwendet (abgedruckt ebda.).
- ⁸ John Meier: Kunstlieder im Volksmunde, 1906.
- ⁹ Josef Pommer: Über das älplerische Volkslied und wie man es findet. Wien 1908. Über Pommer vgl. Iris Mochar-Kircher: Das «echte deutsche Volkslied»: Josef Pommer (1845–1918) – Politik und nationale Kultur. Frankfurt 2004.
- ¹⁰ Wohl als Reaktion auf die Thesen von Hans Naumann (Grundzüge der Volkskunde, Leipzig 1922) publizierte er 1930 seinen Aufsatz *Individuelle Triebkräfte im Volksleben*. In: SAVk 30, 1930, S. 169–182, in dem er die früheren Ideen weiterentwickelte und präziserte..
- ¹¹ S. die Vorlesungsverzeichnisse bis 1936 und die Hinweise bei Trümpy (wie Anm. 1).
- ¹² Eduard Hoffmann-Krayer: Über die Anlage volkskundlicher Museen. In: Heimatschutz – Naturschutz – Volkskunde. Der schweizerischen Lehrerschaft gewidmet anlässlich des XXII. Lehrer-

- tages vom 1.–3. Oktober 1911, Basel 1911. Über den Einfluss auf die Produktion von Begriffen, den Hoffmann mit seiner Sammlung ausübte, zuletzt Franziska Schürch: *Landschaft, Senn und Kuh. Die Entdeckung der Appenzeller Volkskunst*. Marburg 2008. Zum besseren Verständnis: die von Hoffmann begonnene Sammlung firmierte als *Abteilung Europa* im *Völkerkundemuseum*. 1941 erhielt sie von der Eidgenossenschaft den Ehrentitel *Schweizerisches Museum für Volkskunde* verliehen und entwickelte sich unter dieser Bezeichnung zu einer europaweit anerkannten und auf ihrem Gebiet führenden Institution (ohne Änderung der Besitzverhältnisse). Mit der Umtaufe des Mutterhauses *Völkerkundemuseum* in das in der Mundart zwar ungeläufige, aber moderner und neutralere klingende *Museum der Kulturen* verschwand die Volkskunde aus dem Namen und damit leider auch weitgehend aus dem Bewusstsein der interessierten Öffentlichkeit. Auch der von Hoffmann begründete Fünfliberclub, ein Förderverein für «sein» Museum mit Jahresbeitrag von 5 Franken, wurde in einen «Kulturkreis» zugunsten des Museums der Kulturen (mit verzehnfachtem Beitrag) übergeführt.
- ¹³ Adolf Wuttke: *Der deutsche Volksaberglaube der Gegenwart*, 2. Aufl. 1869.
- ¹⁴ Vgl. auch Christine Burckhardt-Seebass: Archivieren für wen? John Meier, Hoffmann-Krayer und die Frühzeit des Schweizerischen Volksliedarchivs. In: *Jahrbuch für Volksliedforschung* 35, 1990, S. 33–43, hier S. 34f. In grösserem Zusammenhang: Friedemann Schmoll: *Verbandelungen. Basel und die schweizerisch-deutschen Wissenschaftsbeziehungen in der Volkskunde*. In: Franziska Schürch et al. (Hrsg.): *Vereintes Wissen. Die Volkskunde und ihre gesellschaftliche Verankerung*. Münster 2010, S. 99–110 (= Culture 4).
- ¹⁵ Schweizerisches Wirtschaftsarchiv, Biogr. Hanns Bächtold-Stäubli; ausführlich der Nachruf von Paul Geiger in: *Schweizer Volkskunde* 31, 1941, S. 90ff. Weiteres biographisches Material findet sich leider nicht.
- ¹⁶ Nach mehreren gedruckten Neuauflagen erschien 2006 sogar noch eine digitale.
- ¹⁷ Es erschien in der Reihe *Deutsches Volkstum. Im Auftrag des Verbandes deutscher Vereine für Volkskunde herausgegeben von John Meier*, 5. Bd. Berlin und Leipzig 1936. An zwei Stellen wird die «nationalsozialistische Bewegung» erwähnt, die sich um Gemeinschaft bemühe (S. 26 u. 177f.), eine Affinität oder auch bloss ein Interesse Geigers dafür lässt sich jedoch im ganzen Buch nicht feststellen. Ob es Meier war, der diese minime Konzession an den deutschen Zeitgeist für nötig befand?
- ¹⁸ gemäss den Vorlesungsverzeichnissen dieser Jahre.
- ¹⁹ Elsbeth Liebl hatte Volkskunde studiert, konnte nicht abschliessen, wurde aber für Jahrzehnte, über alle Brüche und Schwierigkeiten hinweg, zu einer Stütze der Basler Volkskunde, als zeichnende Mitarbeiterin am Atlas der schweizerischen Volkskunde, im Dienst der Schweiz. Gesellschaft für Volkskunde sowie später des Seminars, eine unentbehrliche, gelehrte, aber unaufdringliche Hilfe für die Studierenden. Für ihre mannigfachen Verdienste erhielt sie den Ehrendoktor der Philosophisch-Historischen Fakultät.
- ²⁰ Nachruf in *Schweizer Volkskunde* 42, 1952, S. 49–54, hier S. 52. Für Meulis Haltung zur akademischen Volkskunde s. oben Anm. 2.
- ²¹ Mohammed Rassem: *Meulis Konzeption der Kulturwissenschaft*. In: F. Graf (Hrsg.): *Klassische Antike und neue Wege der Kulturwissenschaft*. Basel 1992, S. 15.
- ²² Vgl. Franz Jung (wie Anm. 2) S. 1172; zu George speziell S. 1158f.
- ²³ Sein wichtigster Basler Schüler ist Werner Meyer, der der Volkskunde immer verwandtschaftlich verbunden blieb. Methodisch nahe steht noch die unter Trümpy entstandene Dissertation von Leo Zehnder: *Volkskundliches in der älteren schweizerischen Chronistik*. Basel 1976.
- ²⁴ In den fünfziger Jahren wurde die altherrenmässig klingende Bezeichnung durch ein neutrales *Volkskundliche Übungen* ersetzt; bald kehrte man jedoch zum ersten Namen zurück, der denn auch für Aussenstehende zum geradezu legendären, von Jüngeren nicht geliebten Markenzeichen der Volkskunde wurde. 1988 war sein Ende gekommen.
- ²⁵ Dazu Paul H. Boerlin: *Meuli als Lehrer. Erinnerungen eines ehemaligen Schülers des Humanistischen Gymnasiums*. In: Graf (wie Anm. 18) S. 203–215; Jung (wie Anm. 2) 1163ff.
- ²⁶ Für die volkskundlichen Dissertationen galt dies noch bis 1987.
- ²⁷ Vgl. Christine Burckhardt-Seebass: *Von Bürgersitten und Trachten. Töchter Helvetiens auf ethnologischen Pfaden*. In: Elsbeth Wallnöfer (Hrsg.): *Mass nehmen, Mass halten. Frauen im Fach Volkskunde*. Wien 2008, S. 173ff. Für 2011 ist unter Leitung von Thomas Grob eine Ausstellung mit Katalog in der Basler Universitätsbibliothek geplant.
- ²⁸ Unter seiner Leitung entstand die Dissertation von Elisabeth Koechlin: *Wesenszüge des deutschen und französischen Volksmärchens: eine vergleichende Studie zum Märchentypus von «Amor und Psyche» und «Tierbräutigam»*. Basel 1945.

- ²⁹ wie Anm. 2.
- ³⁰ Am deutlichsten bezieht Meuli Stellung gegen den Nationalsozialismus in seiner scharfzüngig-ironischen Rede am Bankett in Basel aus Anlass des Kongresses des Verbands der Vereine für Volkskunde in Freiburg 1938 (abgedruckt in den Gesammelten Schriften, wie Anm. 2, Bd. 1 S. 541f. Der eintägige Besuch des Kongresses in Basel war von John Meier erbeten worden, um auch Teilnehmer einladen zu können, die den Nationalsozialisten nicht genehm waren. Bei den Machthabern in Berlin wurde dies, gemeldet von ihren Spitzeln, mit äusserster Entrüstung wahrgenommen. Vgl. Schmoll (wie Anm. 14) S. 109f.
- ³¹ Hans-Georg Wackernagel hat 1959 eine frauenbezogene Studie veröffentlicht, deren Ergebnis er der Einstellung seiner eigenen Zeit entgegenhält: Frauenrecht im alten Wallis. In: *Altes Volkstum der Schweiz*. Basel 1959, 108ff.
- ³² Vgl. die ausführliche, analytische Würdigung von Ueli Gyr: Richard Weiss – Standorte und Werk einer Symbolfigur. In: SAVk 105, 2009, S. 65–80.
- ³³ In der geradezu enthusiastischen Rezeption durch das Ausland wurde es zu einer Bibel moderner, nicht korrumpierter volkskundlicher Forschung stilisiert (und nach 1968 auch verketzert), was aus der Zeit heraus verständlich und auch berechtigt ist (s. Gyr, wie Anm. 30), aber Weiss zu sehr behaftete auf dieses Frühwerk. Wie so oft, kam das Innovative, das sich vor allem bei seinen Lehrveranstaltungen und bei von ihm betreuten Dissertationen manifestierte, überhaupt nicht ins Blickfeld, obwohl auch dies einen wichtigen Teil seines Werks darstellt.
- ³⁴ Einige Hinweise dazu in den Erinnerungen seiner Kinder in SAVk 105 (wie Anm. 30), z.B. von Hans Weiss S. 89f. über die auf einer Kanufahrt gemeinsam mit seinem Schüler Rudolf Braun entworfene Konzeption einer Veranstaltung zur Arbeiterkultur.
- ³⁵ Er hatte immerhin nach seiner eigenen Aussage noch Veranstaltungen von Hoffmann-Krayer, dann auch von Meuli und Wackernagel besucht.
- ³⁶ Staatsarchiv Basel Uni-Reg 5d 2-1(1) 363.
- ³⁷ Trümpy (wie Anm. 1) S. 73.
- ³⁸ Jahresbericht des Seminars 1962.
- ³⁹ So im Bericht der Sachverständigenkommission, die die Kuratel 1965 zur Prüfung der Berufung Trümpys zum Ordinarius eingesetzt hatte. Staatsarchiv Basel ED-Reg 20a 16–20.
- ⁴⁰ Ebda.
- ⁴¹ Einen Überblick über die Ausbauphase der sechziger Jahre gibt Kreis (wie Anm. 1) Kap. 2.4.
- ⁴² Meuli und Weiss begegneten einander mit Respekt, waren aber in ihren fachlichen Auffassungen sehr verschieden; die Formulierung «unser Freund», die Meuli in seinem Nachruf auf Weiss verwendet (SAVk 58, 1962, S. 189), war der emotional befrachteten Situation des Älteren am Grab des Jüngeren geschuldet, lässt aber kaum auf Freundschaft und sachliche Übereinstimmung schliessen. Wenn im Antrag von Bausinger im Imperfekt gesprochen wurde, lag nichts weiter als eine grammatikalische Nachlässigkeit vor. Bausinger, neun Jahre jünger als Trümpy, hatte durch seine Habilitationsschrift *Volkskunde in der technischen Welt* (1961) weit herum Aufsehen erregt. Auch Trümpy empfahl sie seinen Studierenden sofort zur Lektüre, vertrat aber selbst nicht dieselbe Linie.
- ⁴³ Mehrere unter Trümpy entstandene Dissertationen und Lizentiatsarbeiten verfolgen diese Thematik.
- ⁴⁴ Dazu die von ihm veranstaltete Tagung mit nachfolgender Publikation *Kontinuität, Diskontinuität in den Geisteswissenschaften*. Darmstadt 1973.
- ⁴⁵ Zu seinem 70. Geburtstag wünschte er sich eine Tagung zu diesem Thema. S. Christine Burckhardt-Seebass (Hrsg.): *Urbilder und Geschichte. C.G. Jungs Archetypenlehre und die Kulturwissenschaften*. Basel, Frankfurt 1989.
- ⁴⁶ Zuletzt *Vom Wesen der Basler*. In: Lukas Burckhardt et al. (Hrsg.): *Das politische System Basel-Stadt. Geschichte, Strukturen, Institutionen, Politikbereiche*. Basel, Frankfurt 1984, S. 145–153.
- ⁴⁷ Seine Schülerin auf diesem Feld ist Ursula Brunold-Bigler.
- ⁴⁸ Vgl. etwa den Aufsatz *Sphären des Verhaltens. Beiträge zu einer Grammatik der Bräuche* in: *Rheinisches Jahrbuch für Volkskunde* 20, 1970, 226–233.
- ⁴⁹ Ex officio ist aber bis heute der Ordinarius (die Ordinaria) für Volkskunde Mitglied der Museumskommission, auch nachdem das Museum der Kulturen, wie die anderen grossen öffentlichen Museen der Stadt, aus dem Universitätsgut ausgegliedert und direkt dem Kanton unterstellt worden war.
- ⁵⁰ 1995 doktorierte dann Edwin Huwyler, bereits wissenschaftlicher Leiter des Freilichtmuseums Ballenberg, auf Grund seines konzeptionell innovativen Bandes *Die Bauernhäuser Ob- und*

- Nidwaldens* (1993) und mit einer Studie *Schweizerische Hausforschung – ein Beitrag zu ihrer Geschichte* am Basler Seminar.
- ⁵¹ Als Beispiel die kritische Aufsatzsammlung *Abschied vom Volksleben*. Tübingen 1970.
- ⁵² Die Auseinandersetzungen in einzelnen Fächern und vor allem zwischen Studentenschaft und Rektorat finden sich dokumentiert bei Georg Kreis (wie Anm. 1).
- ⁵³ Anja Schöne unterzog dann die Wirksamkeit dieser neuen Kategorie in der Museumsarbeit einer kritischen Prüfung in ihrer Basler Dissertation *Alltagskultur im Museum: Zwischen Anspruch und Realität*. Marburg 1998.
- ⁵⁴ Niederers programmatische Aufsätze *Kultur im Erdgeschoss* (1975) und *Zur gesellschaftlichen Verantwortung der gegenwärtigen Volksforschung* (1970) wurden auch in Basel eifrig diskutiert.
- ⁵⁵ So die Koordinationskommission der Universität schon am 26.2.1986; die einschlägigen Akten der Kuratel finden sich im Saatsarchiv unter ED-Reg 20b 1–2 und 8–17; soweit sie gemäss Archivgesetz noch nicht frei zugänglich waren, konnte ich die freundliche Hilfe von Dr. Hermann Wichers in Anspruch nehmen.
- ⁵⁶ D. h. nicht in Zusammenlegung mit der Ethnologie. Eine Strukturkommission der Fakultät hatte dies zwar vorgeschlagen, und derartige Pläne wurden auch an anderen deutschsprachigen Universitäten diskutiert, aber von den Fächern selbst mit guten Gründen immer abgelehnt, bis jetzt mit Erfolg.
- ⁵⁷ Mit ihrer Habilitationsschrift hatte es Christine Burckhardt-Seebass unternommen, den Bogen der Folklorismusdiskussion der sechziger und siebziger Jahre zur Dekonstruktion der Erfindungen von Heimat zu schlagen: *Tracht im Spiegel. Schweizerische Materialien zur Geschichte einer Idee* (Ms., 1987). Methodisch wie inhaltlich innovativ war die Dissertation von Werner Bellwald: *Zur Konstruktion von Heimat. Die Entdeckung lokaler «Volkskultur» und ihr Aufstieg in die nationale Symbolkultur. Die Beispiele Hérens und Lötschen* (publ. Sion 1997). Projekte wie Lizentiatsarbeiten widmeten sich Aspekten des Identitätsdiskurses, so zur 700-Jahr-Feier der Eidgenossenschaft, zur Feier eines Bundespräsidenten (N. Schaffner), über den kaum beachteten Kanton Thurgau (G. Widmer) oder zum Reden über Amerika (M. Risi).
- ⁵⁸ Christine Burckhardt-Seebass: *Spuren weiblicher Volkskunde*. In: SAVk 87, 1991, S. 209–224; dies., Sabine Allweier (Hrsg.): *Geschlechter-Inszenierungen. Erzählen – Vorführen – Ausstellen* (Tagungsband). Münster 2003.
- ⁵⁹ Nebst mehreren Seminaren zu Lebenslaufritualen und religiösen Festen bewegt sich auch die Lizentiatsarbeit von Daniel Suter auf diesem Feld: *Kirche in bunter Grauzone* (1999).
- ⁶⁰ Sehr erfolgreich war ein 1996 wohl erstmals in unserem Fach angebotenes Seminar über Computerspiele von Beatrice Tobler. Sie hatte ihre Lizentiatsarbeit über *Mailboxwelten* geschrieben. Geforscht wurde auch über aktuelle Konsumkultur, z.B. Ikea (C. Roth), Swatch (B. Stäbler), Freizeitphänomene wie Clubs kochender Männer (F. Flaig), Kampfsport (S. Hohl), Rock'n'Roll (F. Lombardi).